

Abschließend werden vier ausgewählte Produktionen analysiert (171–204).

Wenn die Autoren schreiben, „dass der für den Dokumentarfilm geltende Wirklichkeits- und Authentizitätsanspruch für viele der fernsehbasierten Formen nicht mehr uneingeschränkt“ gelte (61), so wird hier bestenfalls ein unreflektiertes und ahistorisches Begriffsverständnis deutlich, das sich vor allem an Vorstellungen, wie sie mit dem *direct cinema* in den 1960er Jahren populär wurden, orientiert (nur am Rande sei dabei bemerkt, dass in Amerika und Deutschland erste *direct cinema*-Filme zunächst vom und fürs Fernsehen produziert wurden). Bis dahin galt die Nachinszenierung als legitime dokumentarische Methode. Hybridität ist daher kein (aktueller) Trend des (Fernseh-)Dokumentarismus (das gleiche gilt für Aspekte der Formatierung, Personalisierung und Emotionalisierung, die – spätestens – seit zwanzig Jahren in der Fernsehpraxis und den entsprechenden Debatten eine Rolle spielen). Bereits in der Frühzeit des Fernsehens wurde das Feature (damals auch als Fernsehfolge oder schlicht Dokumentarsendung bezeichnet) explizit als eine Melange aus Fakt und Fiktion begriffen. In den 1960er und 1970er Jahren etablierte sich das Dokumentarspiel (ein Vorläufer des DokuDramas) als Form (nicht nur) des *Histotainments*. Aussagen wie „Fake-Dokus sind durch ihre Gestaltungsweise nur schwer von Doku-Soaps zu unterscheiden“ (88) gelten zwar für sog. *scripted documentaries*, gehen aber an Produktionen wie „Der kahle Sänger“, „Die Delegation“, „Das Millionenspiel“ (als „Fake-Show“) oder „Kubrick, Nixon und der Mann im Mond“ völlig vorbei. Sicherlich kann man von einer Einführung, die sich auf das aktuelle Wissenschaftsfernsehen bezieht, keinen ausführlichen fernsehgesehichtlichen Abriss erwarten, dennoch kann man eine genauere historische Fundierung der Ausführungen verlangen.

An anderen Stellen finden sich begriffliche Unschärfen bzw. Widersprüche. So heißt es etwa auf S. 83, dass beim DokuDrama Spielszenen illustrativ eingesetzt werden; auf S. 85 hingegen, dass Fiktionales und Dokumentarisches gleichberechtigt seien. Ausdrücklich wird betont, dass *reenactments* nicht nur zur Bebilderung (also zur Illustration) dienen. Zudem wird das DokuDrama zum einen als spezielle Form der Dokumentation bezeichnet (82, 108), um nur wenige Seiten später zu schreiben, dass solche (kürzeren) Formen „Dokumentationen mit *reenactment*“ genannt werden (86). Der verwendeten Terminologie zufolge wäre das DokuDrama zugleich dokumentarisches Genre

(Kap. 3) und Sub-Genre (Kap. 4). Die eigenen Unsicherheiten in der Begriffsverwendung finden sich dann auch bei den sehr kurz ausfallenden Beispielanalysen im letzten Teil des Buches wieder. So wird die ZDF-Produktion „Armageddon – der Einschlag“ „als eine Mischung aus fiktiver Dokumentation und Doku-Drama“ bezeichnet (180), obwohl dies den Ausführungen zum DokuDrama zuwiderläuft. Bei der Einordnung der ARTE/WDR-Produktion „Das Wunder Mensch – unser Körper in Zahlen“ kommt es den Autoren nicht einmal in den Sinn, den Film als Feature zu diskutieren, obwohl er Merkmale der eingeführten Definition aufweist.

Auch wenn es sich bei der hier vorliegenden praxisorientierten Einführung nicht um eine wissenschaftliche Arbeit handelt, so ließe sich doch etwas mehr Stringenz erwarten – insbesondere wenn die Autoren auf der anderen Seite der Medienwissenschaft vorwerfen, sich ihrerseits bislang nicht auf eine verbindliche – normative (!) – Terminologie geeinigt zu haben (nur am Rande sei bemerkt, dass dies auch in der Fernsehpraxis nicht der Fall ist).

Als praxisorientierte Einführung, die „konkrete Anregungen und Antworten“ geben will, bleibt vieles im Buch allgemein und oberflächlich bzw. wird nur am Rande erwähnt (so z. B. über die rechtliche Situation beim Einsatz von Musik, S. 162). Hier wäre es besser gewesen, öfter anhand von einzelnen Beispielen die Ausführungen zu untermauern und zu illustrieren. So bleibt es oft bei normativen Aussagen, die aber an Anschaulichkeit vermissen lassen, so dass der Nutzwert des Buches eingeschränkt ist.

Christian Hißnauer

Matthias Karmasin / Matthias Rath / Barbara Thomaß

Normativität in der Kommunikationswissenschaft

Wiesbaden: Springer VS, 2013. – 498 S.

ISBN 978-3-531-18324-4

Manchmal ist es verblüffend, wie lange das Fach braucht, um sich seiner grundsätzlichen Fragen zu vergewissern. Das gilt zum Beispiel für das Problem der „Normativität in der Kommunikationswissenschaft“. Und tatsächlich macht es in diesem Zusammenhang einmal Sinn, keine Monografie zu erwarten, sondern die Vertreter einzelner Teildisziplinen, Forschungsfelder und Kulturen unseres Fachs in *einem* Band zu Wort kommen zu lassen. Denn allein die Viel-

zahl der Definitionen und Perspektiven auf das, was den normativen Alltag der Disziplin ausmacht, ist zunächst erhellend. Das macht neugierig und weckt beinahe voyeuristische Gelüste: Wollen wir doch mal sehen, wie offen die Kolleg_inn_en – frei nach Kant – über das „moralische Gesetz“ in ihren Herzen schreiben. Dabei halten sich nicht alle Autor_inn_en an die Vorgabe der drei Herausgeber, „die Bedeutung ethischer (...) Reflexionen“ zu beleuchten. Vielen geht es zunächst darum, überhaupt normative Orientierungen zu identifizieren, sie machen normative Einflüsse schlicht an der sog. *Praxis des Gegenstands* fest oder an der normativen Haltung der Forscher. Wieder andere gehen die Aufgabe eben selbstreflexiv an und kommen – wie Matthias Karmasin und Michael Litschka – zu dem Schluss, es seien „nicht Werturteile per se das Problem“, sondern der Versuch ihrer Verschleierung. Erst danach könne man zur Debatte über die eigentliche Frage kommen, „ob es besser oder schlechter begründete Normen“ gibt. Wohl wahr!

Und darüber kann man viel lernen in diesem Band, der im ersten Teil die „Forschungsfelder der medialen Kommunikation“ wie Wirkungs- und Journalismusforschung, die PR- und Werbeforschung abklopft, im zweiten Abschnitt dann die „Teildisziplinen“ Medienökonomie, Medienrecht, Medienpädagogik und Medienethik. Hier findet sich wohlgerneht ein nicht ganz vollendeter, posthum veröffentlichter Beitrag des großen Hans J. Kleinsteuber, der zu keinem Zeitpunkt seines wissenschaftlichen Lebens aus seiner eigenen Haltung ein Hehl gemacht hat. Leicht ins Stolpern gerät der Leser angesichts der Sortierung mancher Beiträge über Kommunikationstheorie, Öffentlichkeit und die Methoden des Faches, die ebenfalls unter den „Teildisziplinen“ zu finden sind, in ihrer Breite allerdings deutlich darüber hinausweisen und grundlegende Paradigmen und Vorgehensweisen der Kommunikationswissenschaft kritisch beleuchten. Gleiches gilt für den dritten Teil, in dem einzelne Aspekte wie die Forschung zur Medienkonvergenz, zur Medienkompetenz oder zur Medienkulturforschung neben Beiträgen über interkulturelle Kommunikation, digitale Ethik (auch in der politischen Kommunikation) und die feministische Kommunikationswissenschaft zu finden sind. Gerade diese Perspektiven aber sind es, die nicht zuletzt mit ihren dezidiert normativen Ansprüchen die gesamte Scientific Community in Bewegung gebracht haben.

So hat die Kommunikationswissenschaft denn tatsächlich mit der Aufarbeitung ihrer normativen Horizonte viel zu erledigen. Und

dabei genügt es nicht, Normen etwa im Sinne Thomas S. Kuhns quasi durch ihre Thematisierung tilgen zu wollen. Denn auch die Wissenschaft ist nichts anderes als die *Praxis des Beschreibens und Deutens*, der Versuch, mehr oder weniger rationale Manifestationen gesellschaftlichen Handelns einer erneuten Rationalisierung zu unterwerfen. Das lässt sich wohl kaum auf Mikro-, Meso-, Makro-Rezeptblöcken abarbeiten und damit gewissermaßen vom Ballast der Werte dekontaminieren. Vielmehr ist es an der Zeit, offen über Haltungen zu diskutieren, wie es auf verschiedenen Fachtagungen denn auch in jüngster Zeit zu geschehen scheint. Das kann ein durchaus schmerzhafter Prozess sein. Wenn wir beispielsweise plötzlich nicht mehr wissen, wie wir über *den* Journalismus reden und forschen sollen, weil er sich von seinen Rändern her auflöst, dann wird das der Kommunikationswissenschaft zu allererst bewusst, wenn ihr keine vernünftige Stichprobe mehr gelingen will. Erst dann aber über die Frage zu diskutieren, ob man vielleicht besser *mit* Journalist_inn_en redet und forscht, könnte zu spät sein. Dazu muss man sich nämlich zunächst nicht nur seiner eigenen normativen *Orientierungen* bewusst sein, sondern auch normative Erwägungen zur Grundlage der *Koordinierung* gemeinsamen Handelns machen. Das ist der Paradigmenwechsel, der einer Kommunikationswissenschaft zu Beginn einer Epoche ins Haus steht, die eben nicht mehr vom Aushandeln rationaler Interessen geprägt ist, sondern von den allgegenwärtigen Behauptungen vermeintlich exklusiver Gefühle, Intuitionen und Meinungen. Da noch zu konstatieren, wie es die Herausgeber am Ende des Bandes fast beiläufig tun, kommunikationstheoretisch habe sich die von Roland Burkart formulierte Position: „Verständigung als epistemisches Ziel jedweder Kommunikation und damit Regeln der Verständigung als Norm“ durchgesetzt, sie sei geradezu „grundlegend“ für unser Fach, kommt – leider! – ebenfalls zu spät. Früher hatte diese Kommunikationstheorie einmal den Ruch einer Utopie und war beim Mainstream der Kommunikationswissenschaft darum verpönt. Heute liest es sich – je nachdem aus wessen Feder es kommt – fast wie eine Ideologie derjenigen, die angesichts rasender Datenströme und digitaler Propaganda ihre Haut retten wollen. Auch das, nämlich das Ziel gelingender Kommunikation in der Verständigung sehen zu wollen, war immer schon eine kontrafaktische Unterstellung und damit ein normativer Anspruch. Die gesellschaftliche Kommunikationspraxis selbst aber schickt sich mittlerweile an, über diese Idee hinwegzugehen, noch ehe

die Kommunikationswissenschaft sie sich zu eigen gemacht hätte ...

Achim Baum

Elisabeth Klaus / Ulla Wischermann

Journalistinnen

Eine Geschichte in Biographien und Texten
1848–1990

(Journalismus: Theorie und Praxis; 18)

Berlin: Lit, 2013. – 384 S.

ISBN 978-3-643-50416-6

Endlich! Das ist zunächst einmal der spontane Kommentar zu Klaus' und Wischermanns Veröffentlichung „Journalistinnen. Eine Geschichte in Biographien und Texten 1848–1990“. Denn der Versuch, die Berufsgeschichte der Journalistinnen systematisch aufzuarbeiten, ist längst überfällig. Die Autorinnen sind Realistinnen und schreiben deshalb selbst, dass eine komplette Darstellung der weiblichen Berufsgeschichte in diesem Metier mit ihrem Werk nicht geleistet werden kann und soll. Aber ihr Buch ist ein weiterer Baustein – und zwar ein gut durchdachter, erkenntnis- und entdeckungsreicher.

Klaus und Wischermann schaffen schon durch die Gliederung einen wichtigen Beitrag zu einer umfassenden Darstellung. Engagierte, aber weit weniger systematische Publikationen zu diesem Thema sowie auch thematisch stärker oder zeitlich eingegrenzte Untersuchungen gab es bereits vorher. Hier liegt zum ersten Mal ein chronologischer Überblick für den deutschsprachigen Raum in Deutschland und Österreich über eineinhalb Jahrhunderte vor, von der Revolution um 1848 bis zum Mauerfall 1989/90.

Das Konzept der Autorinnen ist schlüssig. Besonders gelungen ist, dass die Kontextualisierung in den Einführungen für die acht chronologisch orientierten Unterkapitel verwoben sind mit Rückbezügen und inhaltlichen Koppelungen in den folgenden je vier oder fünf biografischen Skizzen. Dieses Prinzip wird nur im letzten Kapitel gebrochen, insofern dass Medien statt Biografien für die Veranschaulichung der zuvor geschilderten politischen und medialen Entwicklungen herangezogen werden (*Für Dich, AUF, Courage, Emma, Wir Frauen*). Angereichert werden diese knapp zusammengefassten Einführungen, Biografien und Medienporträts durch Leseproben aus dem Werk der ausgewählten Publizistinnen bzw. Publikationen. Dadurch wird eine starke historische Nähe hergestellt.

Für diejenigen, die sich mit der Geschichte der Journalistinnen schon länger beschäftigen, tauchen viele „alte Bekannte“ in diesem biografischen Lesebuch auf. Der Gewinn der Zusammenschau: die Verknüpfung ihres Lebens und Wirkens untereinander und zum (männlich geprägten) Rest der jeweiligen Medienwelt. Aber die Autorinnen haben auch weniger bekannte Medienfrauen eingereiht. Für mich waren das Betty Paoli (1814–1894), Irma von Troll-Borostyány (1847–1912), Ann Tizia Leitich (1891–1976) und Barbara Coudenhove-Kalergie (geb. 1932). Das macht die Lektüre zu einer Entdeckungsreise, zeigt aber auch die Subjektivität der Auswahl, zu der ein Buch generell aufgrund der Platzbeschränkung zwingt. Pragmatisch ist auch die Entscheidung, sich auf Protagonistinnen des Printjournalismus zu konzentrieren.

Zudem konzentriert sich diese Übersicht auf Journalistinnen, zu denen genug Material vorlag. Doch viele andere – auch aufgrund der Quellenlage – weniger bekannte Vertreterinnen des Journalismus werden immerhin erwähnt. Ein wenig irritierend ist eine Ungenauigkeit bei dem Hinweis auf ein Tagebuch der Gesellschaftsreporterin Bella Fromm, das die Nachkriegszeit thematisiere. Es existieren zwar im Howard Gotlieb Archival Center in Boston Aufzeichnungen von Fromm aus der Nachkriegszeit, aber diese sind nicht veröffentlicht und befassen sich nicht mit dem Thema Journalismus. Fromms Hauptwerk *Blood and Banquets* (1942), 1990 auf Deutsch herausgegeben, ist zudem kein Tagebuch, sondern es handelt sich um stark bearbeitete rückblickende Notizen, die nur eventuell auf einem Tagebuch beruhen.

Generell aber zeigt die Auswahl der Journalistinnen und ihrer Texte die Expertise von Klaus und Wischermann. Die zentralen Figuren finden Platz in dem Band. Deren journalistisches Schaffen war oft mit schriftstellerischem Wirken und politischem Engagement verbunden. Dieser Hinweis allein zeigt, wie groß der Kreis der Publizistinnen war und wie wichtig die biografische Forschungsarbeit ist, um – auch über diesen Band hinaus – weitere Medienfrauen ins kommunikationsgeschichtliche Bewusstsein zu holen.

Bewundernswert knapp bringen die Gender-Forscherinnen die Ausgangslage der jeweiligen Periode – von *Kommunikation und Revolution um 1848* bis *Frauenbewegte Zeiten – die 1970er und 1980er Jahre* – auf den Punkt. Die parallele Schilderung der österreichischen und deutschen Geschichte, die Pressegeschichte allgemein sowie in Hinblick auf Journalistinnen und